

DEUTSCHE AKADEMIE FÜR SPRACHE UND DICHTUNG

Rede vom 29. Januar 2014

zur Eröffnung der Reihe »Deutsch 3.0« in Berlin

von Akademie-Präsident Heinrich Detering

Wenn der Vorsitzende einer Institution namens »Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung« an diesem Ort das Wort ergreift, dann gibt das zu Befürchtungen Anlass. Die Amtsbezeichnung könnte die Besorgnis erwecken, der Redner wolle in einem gewissermaßen standesgemäßen Kulturpessimismus grämlich den allgemeinen Sprachverfall des Deutschen beklagen und dagegen allerlei Ge- und Verbote fordern.

Diese Sorge ist unbegründet: erstens weil glücklicherweise überhaupt niemandem in unserem demokratischen Gemeinwesen, unserer – und da bin ich schon bei meiner wichtigsten These – lebendigen Sprachgemeinschaft eine sprachpolizeiliche Autorität zukommt, und zweitens weil ich vom Germanistik-Studium bis in die Arbeiten der Akademie hinein soviel Respekt vor der zünftigen Linguistik gelernt habe, dass meine Ansichten über Sprachgebrauch und Sprachverfall jedenfalls sehr viel vorsichtiger geworden sind. Und außerdem bin ich ja auch nicht zu einer Enzyklika eingeladen, sondern zu einem »Impulsvortrag«. Also, nur einige vorläufige, um der Impulse willen manchmal auch polemisch pointierte Bemerkungen.

Als vor wenigen Wochen die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung ihren in vierjähriger Zusammenarbeit mit der Union der Wissenschaftsakademien und mit dem Institut für deutsche Sprache entstandenen Ersten Bericht zur Lage der deutschen Sprache öffentlich vorstellte, da war der Publikumsandrang so überwältigend, wie wir das für eine linguistische Fachpublikation nicht erwartet hatten, selbst wenn diese sich ausnahmsweise an alle Interessierten wenden sollte. Soviel Interesse, beim Vorstellungsabend in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, dann in den Zeitungen und den Radiosendungen und notabene auch bei den Käufern der Buchausgabe: das ist eine unverhoffte Ermutigung für alle, die sich von einer Kulturnation eine größere Neugier auf und Sensibilität für sprachliche Entwicklungen wünschen.

Der Magen der deutschen Sprache, das zeigt der auf breiter Datenbasis gründende, mit viel Scharfsinn erarbeitete Bericht mit beruhigender Überzeugungskraft, der Magen der deutschen Sprache hat gerade in den letzten hundert Jahre, die der Sprachbericht erfasst, erstaunlich viel verdaut. Und es ist dem Deutschen – um im Bilde zu bleiben – meistens sehr gut bekommen. Viel besser, als diejenigen argwöhnen, die bei jeder neuen Speise gleich vor Übelkeit, Brechreiz und Kollaps warnen. Nie war der Wortschatz unserer

Sprache so umfangreich und differenziert wie heute, keineswegs haben die Merkmale einer bürokratischen Amtssprache überhand genommen, fremdsprachliche Wörter wie die viel beargwöhnten Anglizismen hat das Sprachsystem des Deutschen sich ebenso selbstbewusst einverleibt und angeeignet, wie es das in früheren Jahrhunderten mit dem Lateinischen und dem Französischen getan hat.

Nun haben uns, von jenem Berliner Vorstellungsabend an, auch wohlmeinende Kritiker beharrlich daran erinnert, dass Sprachsystem und Sprachgebrauch zwei grundsätzlich zu unterscheidende Bereiche bilden und dass die erfreuliche Stabilität des einen nicht automatisch einen Optimismus im Blick auf das andere begründen könne. Weil diese Mahnung unbedingt berechtigt ist, darum wird heute abend die große Veranstaltungsreihe namens »Deutsch 3.0« eröffnet. Weil der Wandel des Sprachgebrauchs uns tatsächlich alle angeht, nicht nur in der politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und medialen Öffentlichkeit, sondern bis in unsere persönlichsten Lebensvollzüge hinein: darum muss über die Lage der deutschen Sprache als eines Systems hinaus weiter gefragt werden nach ihrem tatsächlichen Gebrauch in Gegenwart und nächster Zukunft. Wir wollen wissen, wohin die sprachliche Reise geht. Nach dem Sprachgebrauch in den neuen elektronischen Kommunikationsmedien also wird gefragt werden, nach dem Deutschen als einer Sprache der Wirtschaft und als einer Wissenschaftssprache und nach dem Verhältnis zwischen dem Deutschen und den Sprachen der nach Deutschland Eingewanderten und Einwandernden. Erlauben Sie, dass ich mich mit einigen Bemerkungen vor allem zu den letzten beiden Fragen begnüge: zu den Migrationen und zu den Wissenschaften.

Meine Damen und Herren: Auch wenn Sprachsystem und Sprachgebrauch zwei verschiedene Dinge sind, so könnte die Einsicht in die Stabilität des ersteren uns doch an das Motto Johannes Pauls II. erinnern: »Habt keine Angst.« Zum Beispiel vor einem von innen kommenden Sprachverfall, etwa in den diversen Erscheinungsformen dessen, was man verallgemeinernd Jugendsprache nennt. Die einfallsreichen Ausdrucksformen der Jugendsprache in den Kurz- und Kürzestformen von SMS und Twitter, in den diversen Umgangs- und Szenesprachen, in dialektähnlichen Formen wie dem türkisch-deutschen Kanak Sprak: wo Kulturpessimisten nur ein Abgleiten in ein Schrumpfdeutsch wahrnehmen, da ließe sich, tritt man nur ein paar Schritte zurück, auch eine »Kultur des Witzes« erkennen – sehr anders in ihren Ausdrucksformen, aber oft keineswegs weniger geistreich und witzig als in den Moden von Spätaufklärung und Rokoko, für die diese Formel einmal geprägt worden ist.

Habt keine Angst, zum Beispiel vor der vermeintlichen sprachlichen ›Überfremdung‹. Wer in der vergangenen Woche die Tageszeitungen gelesen hat, konnte meist auf ein- und derselben Seite zwei Meldungen finden, die in unterschiedlichen Teilen der Republik dieselbe Entwicklung anzeigen: Im Saarland, so war zu lesen, besinnt sich die Bildungspolitik wieder auf die Vorzüge der Grenzlage zu Frankreich, darum soll die Zweisprachigkeit nicht nur in den Schulen, sondern auch im Alltag von Behörden, Restaurants, Kinos gestärkt werden. Und in der Lausitz wollen die politisch Verantwortlichen künftig ihre Anstrengungen erheblich verstärken, die Kultur und Sprache der sorbischen und wendischen Minderheit zu fördern und lebendig zu erhalten. Aus meiner eigenen Berufserfahrung könnte ich ein weiteres Beispiel hinzufügen: die wachsende Neugier auf und Zuneigung zu den Sprachen der friesischen und der dänischen Minderheiten in Schleswig-Holstein. Diese Entwicklungen sind, glaube ich, keine Nebensachen, keine Randerscheinungen in den Grenzprovinzen. Bedenken Sie: Gut anderthalb Jahrhunderte lang galt die

Universitäts- und Landeshauptstadt Kiel in ähnlicher Weise als Bollwerk gegen ein feindseliges Dänentum (und zwar auf beiden Seiten der Grenze), wie Saarbrücken als Bastion im Sprachen- und Kulturkampf galt und das Sorbische in deutschnational vernebelten Köpfen als landes-, wenn nicht ›artfremd‹. Grenzregionen haben das an sich, dass sie eben vor allem als Regionen der Abgrenzung wahrgenommen werden, mehr noch: dass sich von ihnen aus das jeweils Eigene überhaupt erst konstituiert. Minderheitensprachen stören nicht nur den glatten Betriebsablauf, sie stehen jeder aus dieser Abgrenzung begründeten Nationalitätsbildung im Wege. Die Nachbarschaft mit Fremdsprachigen als Bereicherung zu erkennen, nicht wie jahrzehntelang geschehen als Bedrohung: das ist eine historisch noch immer so neuartige Entwicklung, dass der manchmal populistisch offene, manchmal klammheimliche Widerstand dagegen eine zwar dumme, aber lange Geschichte auf seiner Seite hat. Es ist immer ein schöner Anblick, wenn Bollwerke zu Brücken werden; es sieht beinahe so aus wie die Umarbeitung von Schwertern zu Pflugscharen. Aber es weckt auch die uralte Angst vor der Wehrlosigkeit.

Was die Zeitungen aus dem Saarland und der Lausitz meldeten, das ergibt beinahe eine Allegorie für Vorgänge, die sich in unserem Land fast jederzeit und überall abspielen. Auf Schulhöfen zum Beispiel oder in Bildungsprogrammen. Nur sind es da nicht immer die altvertrauten Nachbarn, die von Erbfeinden zu Gesprächspartnern werden.

Als ich mich, ebenfalls erst vor zwei Wochen, in einem Interview mit der dpa zustimmend zur Wahl des diesjährigen »Unwortes des Jahres« (»Sozialtourismus«) geäußert hatte, da erreichte mich der Brief eines empörten Zeitunglesers, eines akademischen Kollegen übrigens, der mir in scharfen Worten erklärte, es sei ihm unbegreiflich, warum ausgerechnet der Präsident einer Deutschen Akademie sich nicht gegen die, so drückte er sich aus, Einwanderung von Osteuropäern in unsere deutsche Kultur ausspreche. Der Brief zeigt, so scheint mir, dieselbe Haltung wie die alten Grenzkämpfe. Das Fremde ist danach zuerst und zuletzt das Gefährdende, weil es das Andere ist. Und die Sprachkritik wird dann neben der Verteidigung der Sozialsysteme zum bevorzugten Schauplatz der Kulturkämpfe, der Grenzkämpfe.

Dabei steht die Angst vieler wohlmeinender Sprachkritiker vor dem Fremden in erstaunlichem Gegensatz zu dem Nutzen, den sie selber daraus ziehen. Dass auch die patriotischsten Sprecher des Deutschen von Job und Manager sprechen, ist unvermeidlich; dass sie eine fenestra öffnen und kein Windauge, das wird, natürlich, von niemandem mehr als irgendwie ›undeutsch‹ wahrgenommen, so wie man auch dem Film noch seinen amerikanischen Ursprung längst nicht mehr anmerkt. Die erfolgreichen Fremdwörter, manchmal auch die Modewörter von heute sind die geschmeidigen Lehnwörter von morgen; und diejenigen Anglizismen, die tatsächlich bloß töricht und doof sind, Ausdrücke wie der international call für ›Ferngespräch‹, verschwinden ganz von selber wieder aus einem Wortschatz, dem sie ja ohnehin nur zwanghaft von Werbeagenturen eingeflößt werden sollten. Gegen die Anglizismen haben eigenartigerweise auch diejenigen etwas, denen ein *embarras de richesse* und ein *tant mieux* elegant über die Lippen gehen. Wo das geschieht, da gilt der Widerstand eigentlich nicht den fremdsprachigen Wendungen selbst, sondern den sozialen Distinktionen, die ihr Gebrauch ermöglicht. Wieviel Angst vor der Überfremdung durch die Sprachen von, nehmen wir den Ausdruck ruhig versuchsweise auf, Armutsmigranten gilt eigentlich der Sprache und wieviel in Wahrheit nur der Armut? Das Französische als traditionelle Bildungssprache ist elegant, das Englisch-Amerikanische als ökonomische und politische Siegersprache ist schick, die Sprachen der ökonomischen Verlierer sind peinlich, werden allenfalls als Unterschicht-Phänomen wahrgenommen. Aber der

Schritt vom Sprachpurismus zum ethnischen Sauberkeitsgebot ist manchmal schneller und leichter getan, als man denkt.

Ich weiß, wir reden hier nicht vom kulturellen Austausch der Intellektuellen, sondern zuerst von den Konfliktzonen der Kindergärten und der Schulen, an denen der Sprachgebrauch oft wenig vom Reichtum des deutschen Wortschatzes bemerken lässt, der Weiterbildungsanstalten und der Arbeitsämter. Und wie könnte ich der Forderung widersprechen, dass Erwachsene und Kinder, die aus anderen Ländern und Sprachen in den deutschen Sprachraum gezogen sind, die deutsche Sprache erlernen und möglichst gut beherrschen sollen? Es ist ja einfach eine Forderung der praktischen Vernunft, eine Konsequenz der sozialen Erfahrung und notabene der elementaren Rechte von Freiheit und Teilhabe. Aber wenn die Mitschüler/innen von Türken, Polen, Russen Lust bekommen, Türkisch, Polnisch, Russisch zu lernen, dann ist die praktische Förderung dieser Lust ein gute, eine grundvernünftige Tat nicht nur für den sozialen Frieden, sondern - darauf kommt es mir an - auch für die deutsche Kultur und Sprache.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick innehalten und an Goethe erinnern, unser aller Schutzpatron. Das ist lehrreich in mindestens zwei für das Vorhaben von Deutsch 3.0 zentralen Hinsichten. Erstens konnte Goethe kein Deutsch. Sein Werk gibt ein abschreckendes Beispiel für den rapiden Sprachverfall des Deutschen. Das jedenfalls war die Überzeugung vieler seiner gebildeten Zeitgenossen, lebenslang. Dass Goethes Deutsch nicht nur im Werther und im Götz mit seinen Vulgarismen, sondern auch noch in der Iphigenie und im Faust zweifellos Ausdruck einer jugendgefährdenden Sprachverlotterung war, darüber waren erstaunlich viele erstaunlich gelehrte Kritiker sich einig; daran zu erinnern hat etwas sehr Beruhigendes. »Fehler über Fehler!« klagt das Magazin der teutschen Critik 1774: »Der Goethe kann doch auch nichts machen, ohne wider die wesentlichsten Regeln zu fehlen!« Allein schon sein poetischer Schiller-Nachruf zeigt, so weiß August von Kotzebue 1805, »auf drei kleinen Blättern, dass Goethe kein Deutsch versteht. ... So viele Sprachfehler in zehn Stanzas!« Ganz zu schweigen von dem notorischen C. H. G. Köchy alias Friedrich Glover, der 1823 Goethes »Fehler ... gegen die deutsche Sprache« rügen muss und konstatiert: »So fehlerhaft schrieb vor ihm noch niemand.« Sicher: Nicht jeder, der wider die alten Regeln verstößt, ist damit schon auf dem Weg zum Faust. Aber wer sich an die alten Regeln klammert, wird es auch nicht bis zum Clavigo bringen.

Zweitens setzte Goethe der Überfremdung der deutschen Sprache und Kultur durch globale Migrationsbewegungen nicht nur keinen Widerstand entgegen, er arbeitete ihnen sogar vor und trat im West-östlichen Diwan in der Maske eines Moslems auf, unter dem Namen »Hatem«, inmitten der persisch-arabischen Welt des Islam, um sich dann in den späten chinesischen Gedichten als Pekingischer Dichter zu verkleiden und mit chinesischen Schriftzeichen zu experimentieren. Kein Kanon der besten Werke, keine Bibliothek des Wahren, Schönen, Guten war es, für die Goethe das Wort »Weltliteratur« prägte, sondern es waren die globalen Wanderungsbewegungen der Menschen und Sprachen und Waren. »Weltliteratur«, das meinte die, so hoffte er, ansteckende Lust am alle bereichernden »Wechseltausch«. Zeiten der Migrationen: das waren für ihn die Lehr-, die Wanderjahre der Kulturen. Und er proklamierte das in entschiedener Gegnerschaft gegen die deutschtümelnden Patrioten, gleich im Augenblick ihres ersten epidemischen Auftretens; auch sie haben ihn nach Kräften dafür gehasst. Wer also könnte uns nachdrücklicher die Furcht vor dem von innen kommenden Sprachwandel und der von außen kommenden »Überfremdung« austreiben als er? Wer sich auf die Sprache der deutschen Klassiker beruft, sollte Goethes weltliterarischen »Wechseltausch« ebenso wenig un-

terschlagen wie Wilhelm von Humboldts kopernikanische Wende der Sprachtheorie, derzufolge ja jede andere Sprache auch eine andere Weltansicht enthält.

Diese Weltsprachenneugier der Klassiker schließt allerdings, auch daran ist hier zu erinnern, die Selbstzufriedenheit einer einzigen, sich selbst für das Endziel der Kulturgeschichte haltenden und sich allein genügenden Sprache in jedem Falle aus – diejenige der Deutschtümler ebenso wie diejenige einer sei es französischen oder englischen oder anderen Weltsprache, deren Sprecher alle kleineren Sprachen für im Grunde entbehrlich halten. Englisch zu lernen, das war für Goethe, dank seiner Schwester Cornelia, schon im Frankfurter Elternhaus der Weg zu Shakespeare und Ossian. Aber man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, mit welchem Abscheu er eine Welt betrachtet hätte, die sich beispielsweise mit einer englischen Menschheitssprache hätte begnügen wollen, der ökonomischen Sparsamkeit und kommunikativen Einfachheit halber. Sprachen gab es für ihn, je länger je mehr, nur ebenso im Plural wie Literaturen und Lebenswelten. Wer sich mit einer einzigen zufriedengibt, schließt fremde Weltansichten aus der eigenen aus und macht sich damit dümmer als nötig. Und wer die eine, die Mutter-Sprache in dem Zustand festhalten wollte, in dem er sie erlernt hat, der trüge ungewollt dazu bei, sie zu einer toten Sprache zu machen.

Also, alles gut? Lasst nur der Sprache ihren Lauf, oder neudeutsch gesagt: Just keep it coming? Auch in dem wenigen, was ich hier angedeutet habe, gilt weiterhin die Unterscheidung von Sprachsystem und Sprachgebrauch. Auch die witzigste Jugendsprache wird bei permanenter Wiederholung langweilig, auch die schönsten Einfälle der elektronischen Kommunikationskürzel können in Routine erstarren; und wer die Anglizismen ausschließlich für Bereicherungen hält, sollte nur ein paar Tage in den Züge und Bahnhöfen der Deutschen Bahn oder auf den Internetseiten der Telekom oder leider auch mit manchen Selbstdarstellungen deutscher Hochschulen verbringen, um zu lernen, wie jammervoll (und wie fehlerhaft) die Einöde eines überforderten Kosmopolitismus sein kann. Und umgekehrt haben manche der vielgescholtenen Sprachpuristen wunderbare Erfindungen hervorgebracht, immer dann, wenn sie nicht nur jammerten, sondern selber schöpferisch zu Werke gingen. Dass wir zum lateinisch-französischen Moment das schöne »Augenblick« sagen können und zum Kontrakt »Vertrag«, das verdanken wir demselben Barockdichter Philipp von Zesen, dem man die folgenlose Übersetzung der lateinischen Nase in den »Gesichtserker« bis heute vorhält.

Und natürlich weiß ich, dass die versöhnungsseligen Sonntagsappelle an Mehrsprachigkeit und Kulturaustausch vom gelebten Alltag manchmal so weit entfernt sind wie mein hier zu Demonstrationszwecken etwas aufgemöbelter Optimismus. Auch in Flensburg spricht nicht jeder Bürger Dänisch, auch in Saarbrücken ist die Einsprachigkeit verbreitet, auch in der Lausitz ist die Fremdenfeindlichkeit nicht ausgestorben. Und dass es in den deutschen Metropolen Stadtteile gibt, in denen vom Wunsch nach Austausch und gegenseitigem Lernen nur die Abschottung verfeindeter oder einander ignorierender Parallelgesellschaften geblieben ist: wer wollte das bestreiten?

Auch der Verlust des Deutschen als einer Wirtschaftssprache und, dies vor allem, als einer Wissenschaftssprache wird gewiss nicht in jedem Fall nur mit den Erleichterungen einhergehen, die eine lingua franca im internationalen Austausch eben mit sich bringt. Unversehens werden wir hier gerade Zeugen einer neuen Auseinandersetzung zwischen Natur-, Wirtschafts- und technischen Wissenschaften auf der einen und Geistes- oder Kulturwissenschaften auf der anderen Seite. Warum, so fragen viele Wirtschaftsunterneh-

men ja mittlerweile selbst, sollten wir unsere internationalen Handelsbeziehungen nur in der ökonomischen Weltsprache abwickeln, statt wenn möglich mit Chinesen auf Chinesisch und mit Isländern auf Isländisch zu verhandeln? Und warum, so fragen viele Bildungspolitiker und manche Wissenschaftler hier mit zunehmendem Nachdruck, warum eigentlich sollten die humanities denn dem Vorbild der sciences folgen und anglophon werden? Wie sinnvoll ist hier überhaupt der Pragmatismus einer möglichst umweglosen Kommunikation? Die erste Antwort ist: Manche Bereiche der Geisteswissenschaften öffnen sich ja fallweise durchaus dem Englischen, und mit Erfolg – die analytische Philosophie etwa oder die allgemeine Literaturtheorie, in denen die Übernationalität der Gegenstände eine lingua franca ihrer Erörterung verlangen und in denen Schönheit des Ausdrucks, stilistische Geschmeidigkeit über das für die Klärung der Argumentation Notwendige hinaus jedenfalls keine Rolle spielen müssen.

Die zweite Antwort aber lautet: Erhebliche Teile der humanities, keineswegs allein die Wissenschaften von den Künsten und der Literatur, verlören etwas für sie Lebenswichtiges, wenn sie sich mit einer einzigen Verständigungssprache begnügen wollten. Denn sie sind ihren elementaren Aufgaben nach zur Mehrsprachigkeit verpflichtet: zur möglichst großen Pluralität der, mit Humboldt zu sprechen, »Weltansichten«, die den deutschen Hegel, wie den französischen Pascal, wie den englischen Hume die jeweiligen Gegenstände immer etwas anders sehen lässt als ihre jeweiligen Übersetzungen, und zur größtmöglichen Nähe zu den Sprachkunstwerken, deren, altmodisch gesagt, Seele nicht von ihrem Sprachleib zu trennen ist. Und das gilt für alle Wissenschaften, die es mit der Kultur und den Kulturen zu tun haben.

Aber wer im global village reüssieren wolle, so wird den Kollegen und den Studierenden von den ökonomischen Vereinfachern dann gern eingeschärft, der oder die lasse die Finger von zeitraubenden Sprachen- und Kulturstudien und verbessere stattdessen sein oder ihr Englisch und die technologischen Kommunikationskompetenzen. Restbestände eines national diversifizierten Sprach- und Kulturwissens ließen sich dann effizienter Weise von Spezialisten verwalten. Aber welche zerstörerischen Folgen diese stumpfsinnige Ökonomisierung für die Sprachkultur haben kann, für die in der Sprache sichtbar artikulierte Kultur, das zeigt sich in meinem eigenen Bereich exemplarisch – exemplarisch, weil Literatur und Literaturwissenschaften hier nur so etwas wie die Spitze eines Eisbergs bilden, der bis in dunkle und eisige Tiefen reicht.

Wenn es beispielsweise den Teilnehmern einer internationalen Goethe-Konferenz untersagt wird, ihre Vorträge in deutscher Sprache zu halten, und man sie aufs Englische verweist, notabene einschließlich der Goethe-Zitate; wenn Romantik-Konferenzen um der amerikanischen Teilnehmer willen lieber ganz auf Englisch abgehalten werden: dann läuft etwas ganz grundsätzlich schief. Gewiss, nicht jeder an diesen Werken interessierte Literaturwissenschaftler wird um des einen Werkes willen gleich dessen deutsche Originalsprache erlernen können. Aber sie sollten es doch wollen – und den Mangel als einen Verlust bemerken. Denn so einleuchtend dieser Pragmatismus erscheint, so selbstmörderisch sind seine Folgen. Wer die Werke der Dichter nicht mehr in deren eigener Sprache wahrzunehmen vermag, der liest alles mögliche – aber eigentlich liest er nicht mehr ihre Werke.

Wer die Kulturwissenschaften vor der Hegemonie einer einzigen Wissenschaftssprache schützen will, muss eben deshalb diejenige Polyglossie verteidigen, von der das Deutsche als Muttersprache der Germanistik ebenso ein Teil ist wie das Spanische als Teil der Hispanistik. Der scheinbar so pragmatische Verzicht auf nationalsprachlichen Ballast hingegen dient in seinen

Konsequenzen gerade nicht demjenigen Wechseltausch der »Weltliteratur«, den zu befördern seine Absicht ist. Die pragmatische Unterordnung unter eine lingua franca führt ungewollt zu einer de-facto-Hegemonialisierung durch das in ihr Les- und Sagbare.

Wer dazu beitragen will, derlei für das Verhältnis zwischen dem Englischen und den (im Verhältnis dazu) kleineren Sprachen, also auch der deutschen Sprache zu verhindern, muss sich dem Automatismus seiner Hegemonialisierung widersetzen – und sich dabei seinerseits vor falschen Frontstellungen hüten. »Lasst uns«, hat Goethe in den Maximen und Reflexionen notiert, »lasst uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien, und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.«

Meine Damen und Herren: Nach dem Verhältnis von Kastanien und Rübchen, nach den besten Kombinationen beider und nach vielem mehr sollen die Veranstaltungen und Formate der heute eröffneten Reihe fragen. Und ein Blick auf das so umfangreiche wie klug komponierte Programm zeigt, dass bei der Suche nach neuen Rezepten ganz gewiss mehr als Kraut und Rüben herauskommen werden. Fachkundig und kritisch wird hier debattiert werden, über die deutsche Sprache in der Bildungspolitik, über Sprachmigration und Wissenschaftssprache, über Ökonomie und Internet, lernend und streitend, mit Neugier und kritischer Aufmerksamkeit, offen und ohne falsche Angst. Und was immer auch herauskommen wird – die Debatten und ihre Ergebnisse werden, da bin ich unverdrossen zuversichtlich, so lebendig und lebenskräftig sein, wie es unsere wunderbare Sprache schon seit Deutsch 1.0 gewesen ist.